

## „Durch Todesfurcht der Knechtschaft unterworfen“ (Hebr 2,15)

Gedanken zur Aktualität eines Bibelverses



Ein kurzer Zeitungstext aus dem „Kölner Stadtanzeiger“ im Sommer des Jahres 2001 brachte mich dazu, mich mit dem Thema „Angst“ näher zu befassen. Das war einige Zeit vor den New Yorker Anschlägen, diesen Ereignissen, von denen manche Leute sagen, dass nach ihnen nichts mehr so sei, wie es einmal war. Inzwischen sind die Zeitungen voll von Artikeln zum Thema „Angst“, und kluge oder weniger kluge Dinge werden dazu gesagt. Die Angst, von der anlässlich der Terroranschläge und Bakterienbriefe geredet wird, hängt aber ursächlich nur teilweise mit diesen Ereignissen zusammen. Natürlich wird der Zuschauer sich angesichts der Bilder von Menschen, die aus den obersten Stockwerken des World Trade Centers springen, wieder einmal der Tatsache bewusst, dass das Leben ein Hauch ist und Sterben und Tod eine ganz schreckliche Sache sind. Doch gehören solche Situa-

tionen wie die in New York seit jeher zu unserer Lebenswirklichkeit. Jedes Erdbeben, jeder Tunnelbrand, jedes Führungsglück hat prinzipiell dieselbe Qualität. Die Menschen, die bei einem Unglück dahingerafft werden, haben keine Zeit mehr zu fragen, wodurch das Unglück hervorgerufen wurde, sie haben mit ihrem eigenen Sterben genug zu tun. Ob ein Terrorist oder ein fußballsüchtiger Fährschiffkapitän verantwortlich zeichnet, ob das Unglück absichtlich oder fahrlässig herbeigeführt wurde, ist dann nicht mehr wichtig. Entscheidend ist in dieser Situation, dass ein einzelnes, individuelles Leben an sein Ende gekommen ist und die Schwelle des Todes überschritten werden muss.

Vermutlich wären die Menschen aber nicht wesentlich anders daran, wenn man ihnen definitiv sagen könnte: Der Staat hat wieder alles im Griff, keine Flugzeugattentate, keine Milzbrandanschläge mehr! Sicher würde sich die allgemeine Seelenlage aufhellen und das Leben wieder in geordnete Bahnen zurückkehren. Es bleibt aber schon etwas, das nach der Rückkehr der Spaßgesellschaft nicht verschwindet. Eine Erfahrung wird weiter wirken, die durch die Ereignisse nicht entstanden, wohl aber mit besonderer Wucht ins Bewusstsein gehoben wurde. Es ist die Erfahrung, dass der Mensch ein ganz vergängliches Wesen ist. Das aber müsste die Menschheit ja eigentlich schon seit längerem wissen, und sie weiß es auch. Schließlich unterscheidet sich der Mensch vom Tier dadurch, dass er von seiner Sterblichkeit weiß.

Im Verhalten der gegenwärtigen Gesellschaft wird hier ein Widerspruch erkennbar. Einerseits ist sie sich ihrer eigenen Vergänglichkeit bewusst, andererseits aber reagiert sie auf die New Yorker Ereignisse mindestens zum Teil so, als ob ihr zum ersten Mal bewusst würde, wie es um sie bestellt ist. Wenn das zutrifft, legt das die Vermutung nahe, dass weniger ein Erkennen stattfindet als ein Erinnern, ein Wiedererkennen von etwas, das man eigentlich schon immer gewusst, aber absichtlich vergessen hat. Absichtliches Vergessen aber ist genau betrachtet ein Widerspruch in sich. Wenn man etwas vergessen will, handelt es sich um ein Verdrängen. Man will etwas nicht wahrhaben. Nun aber sitzt man vor dem Fernsehbild und sieht, wie die Maschine sich in das World Trade Center hineinbohrt. Jetzt kann man nicht mehr darüber hinwegsehen, und das, was man zwar nicht bestritten, aber aus dem eigenen Denken und Fühlen verbannt hatte, tritt klar, unzweideutig und unwiderleglich in das Bewusstsein: Mensch, du bist sterblich! Ein Schritt ist zwischen mir und dem Tode.

Für die westliche Zivilisation war dieses Ereignis doppelt schlimm. Zum einen waren über 3000 Tote und ihre Hinterbliebenen zu betrauern. Des Weiteren, und das war für diese Zivilisation viel schlimmer, wurde sie aus ihrem „way of life“ aufgestört. Der Weg des unbeschränkten Lebensgenusses, in dem sich vorzugsweise die Menschen des Westens eingerichtet haben, war nicht mehr so fröhlich zu begehen wie vorher. Man könnte die Gesellschaft mit einer Person vergleichen, die unsanft aus einem Traum geweckt wird. Sie wird gezwungen, sich der Wirklichkeit zu stellen, und

die ist nicht so schön wie das, was der Schlafzustand an Traumbildern zu bieten hatte.

Der moderne westliche Lebensstil, nicht nur der amerikanische, auch der deutsche, lässt sich als groß angelegter Versuch verstehen, die Realität des Todes zu verdrängen. Vielfältig sind die Formen, in denen das geschieht. Vor allem ist es die breit gefächerte Unterhaltungskultur, die die Aufgabe übernommen hat, unter dem Menschen ein Netz von „events“ auszubreiten, um ihn darin gefangen zu halten und ihm zu helfen, sich der Realität des Todes nicht stellen zu müssen. Der Mensch lässt sich die Zeit wegnehmen. So hat er sie dann nicht mehr und kann kaum noch über sich und sein Leben nachdenken.

Ereignisse wie die von New York haben nun die Eigenheit, solche Lebenskonzepte nachhaltig durcheinander zu bringen. Das auf ständiges Wohlbefinden ausgerichtete Leben erweist sich als eine Schlittschuhpartie auf dünnem Eis. Unter den Erschütterungen solcher Ereignisse zerbricht es. Der große Schrecken nimmt die Menschen wieder gefangen. Die Erkenntnis, dass wir mitten im Leben vom Tod umgeben sind, lässt sich nicht mehr leugnen. Nur langsam und unter Anstrengung gelingt es, sich der Majestät solcher Ereignisse aufs Neue zu entziehen. Die Schrecken wirken nach. Als dunkle Lasten liegen sie auf der Seele und beeinflussen die psychische Befindlichkeit ganzer Gesellschaften.

Doch bedarf es nicht unbedingt solcher Katastrophen, um Furcht und Schrecken zu erregen. Der Schatten des Todes liegt auch ohne solche Ereignisse wie eine Decke auf dem Leben der Menschen. Dass das nicht aus der Luft gegriffen ist, belegt die

zu Anfang erwähnte Zeitungsnotiz, die schon vor dem 11. September im Wirtschaftsteil des „Kölner Stadtanzeigers“ zu lesen war:

## „Den Deutschen fehlt es an Lebensfreude

Lächeln die Deutschen zu wenig - und bremsen sie damit das Wirtschaftswachstum? In einem Brief an den Kanzler Schröder zieht der scheidende Chefredakteur der Financial Times Deutschland, Andrew Gowers, eine Bilanz seines Aufenthaltes in Deutschland: Vor allem ein psychologisch bedingter ‚Mangel an Investitions- und Kauflust durch fehlende Lebensfreude‘ behindert den Aufschwung. Der Brite schreibt: ‚Vielleicht richtet dieses Symptom ähnlichen Schaden an wie der rigide Arbeitsmarkt und die hohen Lohnnebenkosten. Vielleicht würde die Kaufkraft steigen, wenn die Leute tatsächlich jeden Tag mit einem Schmunzeln im Gesicht zur Arbeit oder zum Einkauf gingen.‘“

mit politischen, ökologischen oder wirtschaftlichen Missständen erklärt, obwohl das Verhalten vieler Menschen eher den Schluss zuließ, dass

die Angst das Primäre war und diese sich nur ein Ereignis suchte, an dem sie sich festmachen konnte. So wird die elementare Angst vor dem Tod gezeugt und umfunktioniert in eine Angst vor einem realen Problem. Das aber ist Verdrängung, angestregtes Übersehen eines Faktums, das eigentlich nicht zu übersehen ist. Der Tod ist da und präsentiert sich als fort-

Das heißt doch: Mit der Lebensfreude der Deutschen ist es nicht so weit her. Sie sind nicht voller Zuversicht und Optimismus, sondern gelähmt vom Gegenteil dessen, was Lebensfreude ist, der Todesfurcht. Sie ist es, die die Menschen lähmt und davon abhält, das Lächeln auf dem Gesicht zu tragen, das sich dieser Journalist wünscht und das für ihn das äußere Kennzeichen einer grundsätzlich optimistischen Lebensauffassung ist. Für mich ist es durchaus nachvollziehbar, wenn der Autor des Briefes auch die relative Kaufunlust der Deutschen darauf zurückführt. In den letzten zwanzig Jahren finden sich viele Ereignisse, in denen die Deutschen sich als besonders von Angst gepeinigt darstellten. In der angelsächsischen Presse wurde die „German angst“ zu einem festen Begriff, so auffällig war das Verhalten großer Teile der deutschen Öffentlichkeit. Von den Betroffenen wurde diese Angst

während Bedrohung des Lebens. Für den „Gott-losen“ Menschen ist dieses Leben aber nun alles, was er hat, sein wertvollstes Gut. Nichts bleibt ihm, wenn er das Leben verliert.

Von hier aus lassen sich noch andere Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit verstehen. Die Debatte um die wissenschaftliche Verwendung embryonaler Stammzellen macht deutlich, wie die Todesfurcht auch hier das menschliche Handeln bestimmt. Es geht in dieser Debatte um die Frage, ob menschliche Embryonen zu Forschungszwecken verwendet, also „verbraucht“ werden dürfen. Im Kern geht es dabei um die „Verlängerung des Lebens der Lebenden“ auf Kosten werdenden Lebens. Die Lebenden sind drauf und dran, ihre (Lebens-) Interessen, koste es, was es wolle, durchzusetzen, und sei es auf Kosten von Embryonen. Also muss man diesen ein Existenzrecht absprechen, um sie mit beruhigtem Gewissen

einer Sonderbehandlung zuzuführen. Auffällig ist an dieser Debatte, wie angestrengt die Teilnehmer den fatalen Parallelen zum Nationalsozialismus aus dem Weg zu gehen suchen, obwohl diese sich ständig anbieten. Für die Verlängerung des Lebens ist diese Gesellschaft bereit, jeden Preis zu zahlen, auch jeden moralischen. Ein Wort von Dietrich Bonhoeffer, das die Überlegungen zu diesem Sachverhalt hier abschließen soll, wurde bezeichnenderweise zu NS-Zeiten geschrieben. Es gewinnt eine neue prophetische Qualität:

„Wo der Tod das Letzte ist, dort ist das irdische Leben alles oder nichts. Das Trotzen auf irdische Ewigkeiten gehört dann zusammen mit einem leichtfertigen Spielen mit dem Leben, krampfhaftes Lebensbejahung mit gleichgültiger Lebensverachtung. Nichts verrät die Vergötzung des Todes deutlicher, als wenn eine Zeit für die Ewigkeit zu bauen beansprucht und doch in ihr das Leben nichts gilt, wenn man große Worte spricht über einen neuen Menschen, eine neue Welt, eine neue Gesellschaft, die heraufgeführt werden soll, und wenn dieses Neue alles nur in einer Vernichtung des vorhandenen Lebens besteht. Die Radikalität des Ja und des Nein zum irdischen Leben offenbart, daß nur der Tod etwas gilt. Alles erraffen oder alles wegwerfen, das ist die Haltung dessen, der fanatisch an den Tod glaubt.

Wo aber erkannt wird, daß die Macht des Todes gebrochen ist, wo das Wunder der Auferstehung und des neuen Lebens mitten in die Todeswelt hineinleuchtet, dort verlangt man vom Leben keine Ewigkeiten, dort nimmt man vom Leben, was es gibt, nicht Alles oder Nichts, sondern Gutes und Böses, Wichtiges und Unwichtiges, Freude und Schmerz, dort hält man am Leben nicht krampfhaft fest, aber man wirft es auch nicht leichtsinnig fort, dort begnügt man sich mit der bemessenen Zeit und spricht nicht irdischen Dingen Ewigkeit zu, dort läßt man dem Tod das begrenzte Recht, das er noch hat.



Den neuen Menschen und die neue Welt aber erwartet man allein von jenseits des Todes her, von der Macht, die den Tod überwunden hat.“ (Aus: „Ethik als Gestaltung“, in: Ethik, S. 83)

**Karl-Otto Herhaus**